Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340 Omaha, Nebraska

Des Moines, Ia., Branch Office: 407—6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., den 14. Dezember 1916.

Steine im Weg.

Lord Northcliffe redet in Interviews und in seinen Zeitungen große Töne über das, was England unter der neuen Regierung in kriegerischer Hinsicht fertig bringen werde. Noch nicht die Hälfte der Kräfte des Reiches seien bisher für den Krieg nutzbar gemacht worden. Das sollte geändert werden. Auch finanziell werde man weniger auf das Ausland angewiesen sein, da Kanada in wenigen Monaten im Stande sein werde, an die Stelle der Ver. Staaten in der Munitionslieferung zu treten. Das eröffnet dann Aussichten auf ungefähr denselben Kreislauf des Geldes im eigenen Weltreich, wie ihn Deutschland hat. Und dem U-Boot-Krieg soll durch Bewaffnung aller Handelsdampfer begegnet werden. So und durch anderes getreuliches Kopieren deutscher Methoden, wie der Nahrungsmittelverteilung und der Heimarmee, soll dann alles getan werden, um den Sieg zu ermöglichen.

Aber England kommt aus der Zwickmühle nicht heraus, daß die Bezugsquellen der Zentralmächte, in denen ihr eigenes Kreditgeld seinen Kreislauf immer wieder vollzieht, immer mehr zunehmen an Zahl wie an Sicherheit des Beförderungsweges. Und ebenso die Zahl der U-Boote, die die Zufuhrwege der Briten und Franzosen bedrohen, so daß diese immer unsicherer werden, während die Alliierten bei immer zunehmender Gefährdung ihrer Zufuhren immer mehr Geld aus dem Lande gehen lassen müssen, um nur das Nötigste zu erhalten.

Für England wird die Beschaffung alles zum Kriege Nötigen immer kostspieliger und immer unsicherer. Für die Zentralmächte immer leichter und weniger kostspielig. Dagegen soll nun die allgemeine Bewaffnung aller britischen Dampfer helfen.

Sowie das geschieht, verlieren sie aber logischerweise den Charakter als friedliche Handelsschiffe, und da die Fortdauer amerikanischer Lieferungen nicht mehr von der Ankunft in England abhängt, weil sie sowieso zu Gunsten Kanadas aufgehört haben werden, wird voraussichtlich auch die Neigung in Washington sehr gering sein, auf den feinen aber unlogischen Unterscheidungen zwischen Handelsschiffen, die auf U-Boote schießen und Kriegsschiffen, die auf U-Boote schießen, zu bestehen. Sowohl der Wunsch, den Handel Amerikas mit Europa so rasch wie möglich wieder in normale Linien zu lenken, wie der, die alliierten Anleihen nicht in einem lange ausgedehnten Krieg sich völlig entwerten zu sehen, muß Amerika zu einer Haltung veranlassen, die den Frieden möglichst rasch nahe bringt. Und das geschieht am schnellsten durch die Politik des „hands off" in der U-Boot-Frage. Eine Politik, die man allerdings mit Notenschreiben maskieren kann. Solche Maskierungen sollen ja schon dagewesen sein. Wenigstens hat es der Senator Lodge behauptet.

Sowie das wahr ist, hängt alles davon ab, wie viel U-Boote Deutschland in den Dienst zu stellen hat, die jedes bewaffnete Handelsschiff als Kriegsschiff behandeln.

Wir verkennen dabei nicht, daß der Einwand nahe liegt, von Herrn Wilson sei ein Nachgeben in der Behandlung der U-Boot-Frage nicht zu erwarten. Aber wir haben auch alle nicht erwartet, daß bezüglich der Anleihen die Aenderung eintreten werde, die tatsächlich eingetreten ist.

Das Großkreuz des „Eisernen".

Der Erste, dem in diesem Kriege das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen worden ist, ist berechtigter Weise der Feldmarschall Hindenburg. Merkwürdig, nebenbei bemerkt, daß man bei diesem Namen sich zum Voransetzen des militärischen Titels gewissermaßen zwingen muß.

Ueberraschend kommt die Verleihung natürlich nicht. Das Großkreuz ist statutengemäß vorgesehen. Es ist in den napoleonischen Kriegen wie 1871 verliehen worden. Es kann nur dem Kommandierenden zufallen, der eine Entscheidungsschlacht gewonnen hat, nach der der Feind seine Stellung räumen mußte, oder für die Wegnahme einer bedeutenden Festung oder die anhaltende Verteidigung einer solchen, deren Eroberung dem Feinde mißlang, verliehen werden.

Man sieht aus dieser Bestimmung, daß die verbündeten Heere viel Material in den hohen Stellungen besitzen, die berechtigte Anwartschaft auf das Großkreuz haben, das um den Hals am schwarz-weißen Bande getragen wird und die zweifache Größe des Kreuzes 2. und 1. Klasse hat.

Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß später noch die Form des Eisernen Kreuzes wieder erweckt wird, die einzig und allein der alte Blücher besessen hat, ein goldener Stern mit darauf liegendem Eisernen Kreuz.

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, daß man keine Auszeichnung als völlig genügend für Hindenburg ansieht. Und bei jeder, die er erhält, wieder das Gefühl hat, Mackensen sollte sie auch haben. Und so mancher anderer auch noch in den verbündeten Heeren.

Es ist anders wie bei den Feinden Deutschlands, wo man nicht recht weiß, wofür die hohen Führer eigentlich dekoriert werden.

Gesunde Ansicht einer Schweizer Zeitung!

Wie man in der freien Schweiz über Krähwinkeleien denkt, die hierzulande gang und gebe sind, ergibt sich aus Ausführungen in der Züricher Morgenzeitung zu dem Vorschlage, um Mitternacht die Wirtschaften zu schließen. Wir lesen da: Die Polizeistunde ist erstens ein Eingriff in die persönliche Freiheit des Bürgers, was auch ihre Freunde vorbehaltlos zugeben, aber als irrevelevant bezeichnen; die Polizeistunde gefährdet zweitens die Verkehrsinteressen indem sie gegen 12 Uhr ankommenden Fremden, die Theaterbesucher und das Verkehrspersonal des Nachtdienstes in ihrer Bewegungsfreiheit hemmt; die Polizeistunde hindert drittens die Entwicklung Zürichs zur Großstadt und engt die Gewerbefreiheit zum Schaden des Wirtschaftsgewerbes und seiner Lieferanten ein; die Polizeistunde fördert viertens den Gegensatz zwischen Besitzenden und Proletariat, denn jene können sich in Klubs und Privatgesellschaften schadlos halten, während dieses um 12 Uhr sich heimschicken lassen muß; die Polizeistunde fördert fünftens die Heuchelei und läßt nach Ränken zur Nasführung der Polizei suchen, denn die Polizeistundenüberschreitung wird zum Vornehmsein gehören wollen; die Polizeistunde begünstigt sechstens das Dämmzigantentum und bildet einen Antrieb für die Bestechlichkeit willensschwacher Polizeiorgane; die Polizeistunde bringt siebentens um Mitternacht durch die gleichzeitige Entleerung der Wirtschaftslokale eine allgemeine und regelmäßige Nachtruhestörung mit sich; die Polizeistunde schädigt achtens die Moral mehr, als man glaubt, sonst wäre nach ärztlichem Ausspruch Zürich in Bezug auf die Sexualkrankheiten nach zwei Jahren Polizeistunde nicht schlimmer daran, als irgend eine andere Hafenstadt; die Polizeistunde reizt neuntens zur Herauskehrung der sozialen Gegensätze auf, indem sie die Sucht nach Bällen, gesellschaftlichen Vergnügungen und Unternehmungen schürt, die nicht immer über jeden Zweifel erhaben sind, weil sie wirklich in „geschlossener Gesellschaft" und hinter verriegelten Türen sich abwickeln; und die Polizeistunde ist zehntens Klassengesetzgebung schlimmster Sorte.

„England muß alle Handelsschiffe bewaffnen, oder es wird den Krieg verlieren," schreibt ein Londoner Blatt. Aber dann wird es ihn erst recht verlieren. Denn dann wird Deutschland alle britischen Handelsschiffe als Kriegsschiffe behandeln und sie ohne viel Federlesens versenken lassen. Wozu es zwar nicht nach Washingtoner, wohl aber nach dem Völkerrecht befugt ist. Und das Völkerrecht geht vor.

Der amerikanische Gesandte im Haag, Dr. van Dyke, ist von seinem Posten zurückgetreten. Eigentlich hätte er längst gezwungen werden sollen, zurückzutreten. Dr. van Dyke war früher englischer Professor in Princeton, zu der Zeit, als Wilson dort war. Im Haag war er weiter nichts als ein diplomatischer Agent Englands. Gar manche Lüge über und gar manche Gemeinheit gegen Deutschland ist aus den Räumen der amerikanischen Gesandtschaft in die Welt gegangen. In Washington hat man das gewußt, aber getan hat man nichts, um dem Skandal ein Ende zu machen. Nun ist er freiwillig gegangen, wohl auf Grund der Erkenntnis, daß seine Rolle ausgespielt sei. Und vielleicht wird er einen etwas anständigeren Nachfolger erhalten. Vielleicht!

Der amtliche deutsche Heeresbericht macht die Einnahme von Bukarest in ein paar Zeilen ab. Wenn die Alliierten die Hauptstadt eines feindlichen Königreiches von der Größe und Bedeutung Bukarests genommen hätten, würden die Heeresberichte zu ganzen Stößen angewachsen sein, und die hiesigen Organe der Alliierten hätten dem großen Ereignisse mindestens eine Woche lang täglich ein paar Spalten gewidmet. Sie haben der Einnahme ganz kleiner Nester in der Pikardie mehr Raum gewidmet als der Einnahme Bukarests. Alle Dörfer zusammen, die die Alliierten an der Westfront seit der ersten Juliwoche genommen haben, haben wahrscheinlich nicht den zwanzigsten Teil der Bevölkerung, die Bukarest hat, von dem gewaltigen Unterschied in den strategischen und anderen Werten gar nicht zu reden. Aber der deutsche Generalstab kann sich gestatten, bescheiden zu sein. Er kann gewaltige Erfolge für sich reden lassen, und das können die anderen nicht.

Ein echter Soldat.

Zum Heldentod des Prinzen Wilhelm von Hessen.

Im deutschen Tagesbericht vom 15. September hob der Generalquartiermeister von Ludendorff hervor, daß Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen an der rumänischen Front gefallen ist. Das Fürstenhaus, das durch diesen Verlust zum zweitenmal hart getroffen wird, gehört zur Blutsverwandtschaft des Kaiserhauses. Die Mutter des Prinzen, Prinzessin Margarete von Hessen, die Lieblingstochter der Kaiserin Friedrich, ist die jüngste Schwester Kaiser Wilhelms. Ihr Gemahl, Prinz Friedrich Karl von Hessen, der Bruder des Landgrafen von Hessen, gehört ebenfalls zur Blutsverwandtschaft der Hohenzollern, denn seine Mutter, eine geborene Prinzessin Anna von Preußen, ist die Schwester des aus dem 1870er Kriege bekannten Heerführers Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Zu Beginn des Krieges erbat sich Prinz Friedrich Karl von Hessen, der im Range eines Generalleutnants steht, die Führung des 1. hessischen Infanterieregiments Nr. 81, das er seinerzeit als Oberst geführt hatte. Er wurde an der Spitze dieses historischen Regiments bei Hertrix schwer verwundet und genas nur langsam von seinen Verletzungen. Er hat bis heute seinen Dienst nicht wieder aufnehmen können. Der zweite Sohn des Fürstenpaares, Prinz Maximilian von Hessen, wurde im Kampfe gegen die Engländer schwer verwundet und starb wenige Tage, nachdem die Engländer das Kloster, in dem er lag, in Brand geschossen hatten, an schweren Verletzungen. Prinz Friedrich Wilhelm, der am 15. September gefallene älteste von den sechs Söhnen des Prinzenpaares, weilte zum zweitenmal an der Front. Er war zu Anfang des Krieges ebenfalls verwundet worden und trat nach seiner Genesung wieder bei den 6. Ulanen ein. Seine große Bescheidenheit, treue Pflichterfüllung u. ausgezeichneten menschlichen Eigenschaften machten den zweiundzwanzigjährigen Prinzen, der schon als Knabe das Soldatenblut der Hohenzollern nicht verleugnen konnte, zum Liebling der Mannschaften und seiner Kameraden. Es entspricht der selbstlosen Art seines Vaters, der auf den ersten Blick eher ein Gelehrter als ein Soldat zu sein scheint, jedoch beides zugleich ist, auch dies neue Opfer verschweigen zu tragen. Von den Schmerzen seiner Familie hat die breite Oeffentlichkeit kaum etwas erfahren. Nach Monaten war über den Tod und die Todesart des Prinzen Max in seiner Residenz kaum Gewißheit zu erhalten.

— **Sentenz.** Mancher kann nicht zehn Meilen weit reisen, ohne zwanzig Seiten darüber zu schreiben.

— **Variante.** Bankier A. (der gern den Adel haben möchte): „Nun, wie stehen Ihre Stamm-Aktien?"

Bankier B.: „Gut — und wie stehen Ihre Abstamm-Aktien?"

— **Anders genommen.** „Wie kommt's nur, daß die Gäste an der table d'hote so traurige Gesichter machen?"

„Es herrscht ja Weinzwang!"

— **Eine Frage.** Arzt: „Trinken Sie viel Limonade!"

Patient: „Vor oder nach dem Bier?"

Wenn es Ihnen nicht gelungen ist, Erleichterung für Ihre Augen zu bekommen, besuchen Sie Dr. Weiland, Fremont, Nebr. Schwierige Fälle Spezialität.

Sonnenscheinchen.

Eine Seebad-Humoreske von Eugen Isolani.

„Ich habe Ihnen bereits einmal gesagt, Herr Doktor, geben Sie sich keine Mühe. Ich sage durchaus nicht, daß Sie mir nicht gefallen; im Gegenteil, ich gestehe Ihnen gern zu, Sie sind ein ganz lieber Mensch, und ich unterhalte mich ganz vortrefflich mit Ihnen. Ich glaub's auch gern, daß Sie meiner Tochter gefallen. Aber ich gebe sie Ihnen trotzdem nicht!"

„Wie kann man nur so eigensinnig sein, Kommerzienrat! Ja, werden Sie nur nicht ungeduldig, es ist aber nur Eigensinn von Ihnen!"

„Ich bin begierig, zu erfahren weshalb das Eigensinn ist?" sagte der Kommerzienrat Heinrich Schottmüller.

„Und ich bin nicht minder begierig zu wissen, weshalb ich Edith nicht zur Frau bekommen soll", erwiederte Dr. Albert Wittener.

„Das will ich Ihnen kurz und gut sagen: Sie sind zwar ein lieber Mensch, aber eigentlich sind Sie doch noch viel zu jung, als daß ich schon heute wissen könnte, daß Sie einstmals mehr werden als nur ein lieber Mensch. Und dann" — der Kommerzienrat sagte das etwas bewegt — „sehen Sie einmal, Doktor, meine Edith, mein Sonnenscheinchen, das ganze Glück meines Lebens, seitdem meine Frau gestorben, ist wirklich noch jung. Bisher hat sie immer nur gelernt und studiert, und ich hab' garnichts von ihr gehabt. Nun hab' ich mich eben vom Geschäft zurückgezogen, da will ich mein Alter noch ein wenig von meinem Sonnenscheinchen bestrahlen lassen, ehe ich mein Mädel von mir gebe. Ich will mit ihr noch das Leben genießen, will Reisen machen —"

„Aber, lieber Herr Kommerzienrat, dagegen habe ich ja garnichts. Nur möchte ich mitgenießen; ich kann ja als Ihr Schwiegersohn mitreisen!"

„Das könnte Ihnen so gefallen!"

„Jawohl, das würde mir gefallen. Aber Ihrer Fräulein Tochter auch, das ist doch wohl die Hauptsache. Und Ihnen, lieber Herr Kommerzienrat, könnte es auch gefallen, wenn Sie nicht bloß eine Tochter zur Seite hätten — ich meine natürlich, nicht nur auf Reisen — sondern auch einen lieben Sohn. Also verehrter Herr Kommerzienrat, ich muß leider dabei bleiben, daß Sie eigensinnig sind und sich ganz unnütz sträuben —"

„Aber —"

„Nein, nein, Sie haben mir Ihre Gründe gesagt, nun will ich Ihnen erklären, weshalb Sie eigensinnig sind. Erstens sind wir uns längst einig, Fräulein Edith und ich. Ich habe zwar noch nicht Fräulein Sonnenscheinchens Jawort, aber ich habe mehr. Ihre Augen haben mir wiederholt zugerufen: Ich gabe Dich gern, Du Schwerenöter! Der Druck ihrer Hand hat mir oftmals versichert: Dich würde ich nehmen, wenn Du um mich würbest. Und daß — na, ich will lieber weiter keine Beweise dafür geben, daß mich Edith ebenso innig lieb haben muß, wie ich sie. Ich fühl's, und das genügt mir. Und Herr Kommerzienrat, wenn Zwei sich lieb haben, so nützt es dem Vater niemals, sich lange dagegen zu sträuben, zumal wenn dieser Vater ein so gemütlicher und netter Herr ist, der doch nichts gegen das Glück seiner Tochter tun könnte. Also, wozu erst lange kämpfen. Ich habe mir das Wort gegeben, nur als Verlobter des Fräulein Edith Schottmüller Heringsdorf zu verlassen. Und ich halte mein Wort".

„Na, wissen Sie, Doktor, reden können Sie ja ganz gut. Wenn Sie auch Ihre ärztliche Praxis so gut auszuüben verstehen, mögen Sie ja ein tüchtiger Kerl sein. Aber, ob Sie das können, das zu zeigen, haben Sie noch nicht recht Gelegenheit gehabt. Wissen Sie was, lieber Doktor, zeigen Sie das erst! Dann kommen Sie im nächsten Jahr wieder nach Heringsdorf und fragen dann an, dann können wir beide unser Wort halten. Aber nun muß ich wirklich gehen! Also nichts für ungut, lieber Doktor! Mein Sonnenscheinchen ist wirklich noch zu jung; Sie können beide noch ganz gut ein Jahr warten!"

„Ich will's aber nicht, Herr Kommerzienrat. Ein Jahr, das dauert mir viel zu lang! Donnerwetter auch, ein Jahr! In einem Jahre können mir hundert andere zuvorkommen! Nein, nein, ich bleibe bei dem, was ich gesagt, Herr Kommerzienrat. Und bevor wir Heringsdorf verlassen, werden Sie Fräulein Edith in meinen Armen sehen. Ich schwör's!"

Scherzhaft hob er bei den letzten Worten seine Rechte. Dann trennten sich beide Herren. Der Kommerzienrat ging in den Lesesaal, um seine heimischen Zeitungen zu lesen. Dr. Wittener ging baden.

Wohl wäre er nicht dem Kommerzienrat gegenüber so seiner Sache sicher gewesen, wenn nur der schönen Edith Augen und nur der Druck ihrer Hände zu ihm gesprochen hätten. Nein, Sonnenscheinchen hatte doch schon etwas wärmer in sein Inneres geleuchtet.

Beide jungen Leute hatten sich schnell in Liebe zu einander gefunden in dem fröhlichen Heringsdorfer Strandleben, und wenn Dr. Wittener zum Kommerzienrat gesagt hatte, daß er noch nicht das Jawort Eddths hatte, so war das ein frommer Betrug des Doktors, oder doch wenigstens ein halber Betrug.

Edith hatte ihm auf die Frage, ob sie ihm gut sei, mit der ganzen naiven Herzlichkeit des „Sonnenscheinchens", welche es dem Doktor so schnell angetan, offen und ehrlich gesagt: „Ja, sehr!"

Aber auf die weitere Frage, ob sie ihn, den Doktor Albert Wittener, zum Mann wolle, hatte Edith freilich antworten müssen: „Nur wenn Papa sein Jawort freiwillig gibt!" Und dann war das sonst so fröhliche Sonnenscheinchen etwas ernsthaft geworden und hatte erzählt, wie ihr Papa jahrlang in Trauer um seine Gattin, Sonnenscheinchens Mutter, sich von allen Vergnügungen fern gehalten habe, während er sie in Pensionen und zu Verwandten schickte, und wie sehr glücklich sie Edith, sei, daß sie es fertig gebracht, den Papa wieder etwas zu fröhlichem Lebensgenusse zu bekehren, und daß sie fürchte, daß der Papa bald wieder in sein stilles Dasein zurückversinken werde, wenn er sie nicht mehr habe, und daß sie garnicht recht den Mut finde, so bald schon wieder den geliebten Vater zu verlassen, und von ihm selbst das Jawort zu verlangen.

So mußte Dr. Wittener denn handeln, um Edith vom Kommerzienrat zu erringen. Der selbst mußte ihm die Tochter zur Gattin geben.

Und er hatte schon seinen Feldzugsplan erdacht. Er wollte den Kommerzienrat so weit bringen, daß er selbst einsehen mußte, es helfe kein Sträuben.

Sarkastisch hatte er ja doch aus der Unterredung mit dem alten Herrn herausgehört, daß der ihn, den Doktor, ganz gern habe und gegen ihn persönlich wohl nichts einwenden würde, wenn nicht der in diesem Falle bedauerliche Egoismus sich gegen die Heirat der Tochter wehrte, um diese nicht schon zu verlieren.

Mit allen möglichen Listen wußte Dr. Wittener einzurichten, daß er immer wieder den Kommerzienrat und sein Töchterlein traf. Zuweilen war wohl auch das Sonnenscheinchen mit im Komplott, und das merkte vielleicht der Kommerzienrat, denn er änderte verschiedene Male seine Pläne, sprach z. B. plötzlich den Wunsch aus, nach Banzin anzutreten, wie beabsichtigt, nach Ahlbeck zu wandern.

Aber Dr. Wittener war von seinen Kundschaftern und Helfershelfern sehr gut bedient; das Motorboot trug ihn rasch nach Banzin, und ehe noch Schottmullers den Ort erreicht hatten, kam ihnen Dr. Wittener schon von dort entgegen.

Und als er bemerkte, daß der Kommerzienrat sich immer, ehe er an den Strand kam, orientierte, ob nicht etwa der Doktor, der neben Schottmüllers Strandkorb den seinen hatte tragen lassen, am Strande wäre, und wenn dies der Fall war, lieber keinen Spaziergang unternahm, wußte Dr. Wittener auch gegen diese Minen des Kommerzienrats Contreminen zu legen.

Eines Tages nämlich war weit und breit am Strand kein Dr. Wittener zu sehen. Sein Strandkorb war umgelegt; in diesem also konnte er unmöglich sitzen.

So schritten Schottmüllers mutig auf ihren Strandkorb zu, nahmen Platz, und während der Kommerzienrat seine Zeitung vornahm, vertiefte sich Fräulein Edith in ein Buch.

Plötzlich aber regte und bewegte sich der Strandkorb des Doktors, der vor ihnen umgestülpt dalag, und aus diesem Strandkorb kroch langsam die Gestalt des Doktors hervor mit einem freundlichen: „Guten Morgen, meine Herrschaften, ich fühlte es plötzlich so warm werden unter meinem schattenspendenden Korb; Fräulein Sonnenscheinchen hat seine Strahlen auf den Korb gesendet!"

Da mußte natürlich der Kommerzienrat selbst lachen, und Fräulein Edith fragte: „Mein Gott, Herr Doktor, wie haben Sie es nur unter dem Korbe aushalten können?"

Da zeigte ihr der Doktor, wie er den Dünnensand hatte ausgraben lassen, daß man unter dem umgestülpten Korbe gemütlich sitzen konnte. Leise aber fügte er hinzu:

„In der freudigen Erwartung auf Ihr Kommen hätte ich es in einem viel engeren Gefängnis auch noch ausgehalten!"

Dann wieder wußte er sich die Strandkompagnie, die von den Kindern am Strande sich zu bilden pflegt, seinen Wünschen durch ein schönes Geschenk gefügig zu machen. — Er kaufte den Kindern eine schöne Fahne, und nun hat die Strandkompagnie, was er von ihnen begehrte.

Und er verlangte, daß die Kinder eines Tages, als der Kommerzienrat mit seiner Tochter wieder einmal an den Strand kamen, beide gefangen nehmen und auf die am Strande gebaute Festung bringen sollten. Das hatte die Strandkompagnie schon mit einigen anderen Personen gemacht, die sich mit Humor in diese drollige Situation fanden. Und als dann in militärischem Aufzuge der Kommerzienrat mit seiner Tochter in die „Festung" gebracht wurde, tauchte dort aus der Tiefe des Grabens plötzlich der Doktor Wittener auf.

Jeden Tag wurde der Kommerzienrat in anderer Weise, aber stets auf drollige Art vom Doktor überrascht, bis dieser dann aber plötzlich eines Tages verschwunden schien, was um so überraschender war, als der Kommerzienrat nahe daran gewesen, seine Segel zu streichen. Er war schon müde des dauernden Aufpasser-Spielens, und er hatte schließlich auch in allen diesen drolligen Situationen den Doktor selbst sehr lieb gewonnen, und er hatte auch erkannt, daß seine Edith längst aufgehört hatte, sein Sonnenscheinchen zu sein, sondern eigentlich nur prahlte, wenn der Doktor zugegen war.

So war er schließlich schon so weit, wie der Doktor ihn hatte haben wollen, daß er Ja und Amen gesagt haben wurde, wenn Dr. Wittener die Frage, ob er ihn zum Schwiegersohn annehmen wolle, erneuert haben würde.

Da aber war Dr. Wittener plötzlich verschwunden und war nirgends zu sehen. Beinahe verdrießlich, den lustigen Gesellschafter entbehren zu müssen, unternahm der Kommerzienrat mit seiner Tochter seine längst aufgeschobene Dampferfahrt nach Misdroy, und auf dem Dampfer entbehrten beide erst recht den unterhaltenden Genossen. Die Fahrt erschien ihnen ungewöhnlich lang, die See war auch besonders sturmisch heute. Und als der Dampfer in die Nähe von Misdroy kam, zitterte und bebte Edith, als sie vernahm, daß dort keine Landungsbrücke sei, daß man dort ausgebootet werde.

Die Boote nahten dem Dampfschiff, und erst ließ sich der Kommerzienrat hineinbugsieren in das Boot, da sich Edith angstvoll noch zurückhielt. Da aber ward der Bootsmann zur Seite geschoben, an seiner Stelle stand Dr. Wittener da, der laut rief: „Nur Mut, Fräulein Edith, ich halte Sie sicher!" Dann ein kleiner Sprung des Sonnenscheinchens, und in den Armen des geliebten Mannes lag Edith.

„Habe ich's Ihnen nicht gesagt, Herr Kommerzienrat, daß Sie Edith in meinen Armen liegen sehen würden!" sagte Dr. Wittener.

„Ja, ja! Ich muß schon daran glauben!" erwiderte der Kommerzienrat, daß Sie durchsetzen, was Sie wollen!"

Und nachdem Dr. Wittener sein Herzensliebchen tüchtig abtutzt, erzählte er seiner Braut und seinem Schwiegervater bei der Verlobungs-Sektbowle, wie er durch Trinkgelder den Kurhausportier gewonnen habe, daß er den Herrschaften stets die Ausflüge eintredete, die er, der Doktor, wünschte, und daher gestern getrost, daß sie nachfolgen würden, nach Misdroy vorausfahren konnte, wo der Bootsmann gegen ein gutes Trinkgeld ihm half, seine Braut einzufangen.

Ein unheimlicher Schlafgenosse.

Nach dem Dänischen von V. C.

Was ich erzählen will, hat sich vor reichlich zwanzig Jahren zugetragen, als wir, einige Ingenieure mit unseren Arbeitern, damit beschäftigt waren, eine Bahnlinie im wilden Westen Ameritas abzustecken. Es galt natürlich, sich zu behelfen, unsere Speisen im Freien zu kochen und die Nächte in einer Art Zelt zuzubringen, das eigentlich nur aus einem an der Windseite aufgehängten Stück Segeltuch bestand. Nach vollendetem Tagewerk hatten wir uns eines Abends auf einer Ebene niedergelegt, die mit spärlichem Moos bedeckt in der Nähe eines weit vorspringenden Felsen gelegen war. Es war Ende September, und die Nächte fingen an, kalt und feucht zu werden, so daß wir in den Kleidern blieben und uns in alle Decken, die wir aufzutreiben vermochten, einhüllten. Mein mir zunächst liegender Schlafgenosse war ein Kentuckyer, namens Jack Morris, ein kaltblütiger, mutiger Mann mit Nerven von Stahl. Es mochte gegen Mitternacht sein, als ich plötzlich von Morris geweckt wurde, der mich mit gedämpfter Stimme anrief. Nach meinem Revolver greifend, flüsterte ich, ohne mich zu rühren: „Was gibt's, Jack, sind Indianer da?"

Morris, der auf dem Rücken lag, fuhr in demselben dumpfen Tone fort: „Nein, eine Schlange ist in dem einen Hosenbein an mir heraufgekrochen. Bewege dich nicht, ehe ich dir gesagt habe, was du tun sollst. Vor allem, wecke die andern nicht. Sie liegt jetzt ganz ruhig; es gilt, sie nicht zu stören. Stehe so sachte wie möglich auf und bringe das Feuer zum Brennen."

Dieser Aufforderung gemäß wickelte ich mich, so leise ich konnte, aus meinen Decken, schob die noch schwelende Glut des Lagerfeuers zusammen und legte soviel Holz, als ich ohne Lärm zu machen, erreichen konnte, darauf. Bald schlugen die Flammen zu dem dunklen Nachthimmel empor. Während ich also beim Feuer beschäftigt war, sprach Morris in demselben einförmigen Ton und fast ohne die Lippen zu bewegen, weiter: „Jetzt nimmt sie ihren Weg unter meinem Hemde in die Höhe — sie kriecht höher und höher — ihr Kopf ist bereits unter meiner Achselhöhle. Brennt das Feuer ordentlich? Na, so komm hierher und nimm mir die Decken ab. Fange an der rechten Seite an, aber sei um Himmels willen vorsichtig!"

Morris hatte sich fest eingewickelt und lag mit seinem ganzen Körpergewicht auf den Decken; infolge davon war es eine äußerst schwierige Sache, sie unter ihm fortzuziehen, ohne eine zitternde Bewegung hervorzurufen. Die schwächste Bewegung aber würde die Schlange zum Angriff aufgestört haben. Und dessen war sich Morris wohl bewußt, weshalb er einmal über das andere flüsterte: „Sei vorsichtig!"

Endlich war es mir gelungen, die Decken von seiner rechten Seite zu entfernen. Er war mit Hemd, Beinkleidern und Strümpfen bekleidet, und bei dem flackernden Schein des Feuers gewahrte ich, daß aus dem linken Hosenbein ungefähr sechs Zoll von dem Schwanz einer Schlange hervorsahen, und zwar von dem einer Klapperschlange!

Dem Tier, das sich dies Versteck der Wärme wegen ausgesucht hatte, schien es offenbar höchst ungelegen zu kommen, sich der kalten Luft ausgesetzt zu finden, denn es machte augenblicklich eine häßliche wellenförmige Bewegung unter Morris Kleidern, und in einem Nu war der Schwanz meinen Blicken entzogen.

Trotz all seiner Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit malte sich doch auf Morris Zügen eine starke Gemütsbewegung. Seine Wangen überzogen sich mit Totenblässe und kalter Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn.

„Der Kopf des abscheulichen Tieres ist nun fast in einer Höhe mit meinem Hemdenbund — sein kalter Körper wirkt wie lähmend auf meine Nerven!" stöhnte er. „Nimm dein Bowiemesser und ritze meine Kleider auf der linken Seite auf. Eile dich und laß dich's nicht kümmern, ob du mich dabei ritzest oder nicht!"

Mein „Bowie" war so scharf wie ein Rasiermesser. Ich begann so vorsichtig wie möglich bei Morris linker Schulter, und mit wenigen Schnitten legte ich seine ganze linke Seite vom Hemdbund bis hinab zu den Füßen bloß. Dann schlich ich mich auf die andere Seite. Die Kleidungsstücke so haltend, daß sie mir gewissermaßen als Schild dienten, zog ich sie allmählich an mich, wodurch Morris ganzer Körper frei wurde. Eine große Klapperschlange lag in ihrer ganzen Länge auf meinem Kameraden, und während sich die Schwanzspitze fast bis zu seinen Knöcheln hinabstreckte, ruhte der häßliche dreieckige Kopf in der Höhlung zwischen Hals und Schulter. Als die Schlange merkte, daß sie keine Decke mehr über sich hatte, richtete sie sich ein wenig in die Höhe und drehte den Kopf, wie um hinter sich nach dem Grunde zu sehen. Dabei erdrückte sie mich, richtete sich noch höher auf und warf den Kopf zurück, sich zum Angriff auf mich anschickend. Noch lag sie auf dem Körper meines Gefährten. Um sie nicht aufzustören, verhielt ich mich fortgesetzt ruhig. Auch Morris rührte kein Glied. Wie wir es gehofft hatten, wurde der Schlange die Kälte bald unleidlich; mehr und mehr fühlte sie sich von der Wärme des Holzstoßes angezogen. Sie beachtete mich nicht mehr, sondern begann langsam, sich nach dem Feuer hinzuschlängeln. Nachdem sie von dem Körper des Kentuckyers heruntergeglitten war, hatte sie bald die Nähe der Flammen erreicht.

Kaum war sie einige Ellen von uns entfernt, so ergriff ich Morris bei der Schultern und half ihm auf die Beine. Er schüttelte sich einen Augenblick und blickte starr auf die Schlange, die jetzt zusammengerollt am Feuer lag. Dann nahm er seinen Revolver und feuerte drei Schüsse auf ihren gewundenen Körper ab. „So," rief er aus, „das hast du für deinen Besuch!"

Darauf begann er sich mit der größten Ruhe wieder in seine Wolldecken einzuwickeln, indem er es mir überließ, unser Abenteuer den durch den Knall der Schüsse aufgeschreckten Kameraden mitzuteilen.

Am nächsten Tag war Morris eifrig mit Nadel und Faden beschäftigt; er mußte ja seine Kleidungsstücke zusammenflicken. Seine Nerven waren übrigens doch ein wenig erschüttert, denn mehrere Wochen später gestand er mir, daß er noch jede Nacht von Schlangen träume.

— **Durchschaut.** Gnädige (zur Köchin): „Merkwürdig: Seit die Garnison zum Manöver ausgerückt ist, nascht unsere Katze überhaupt nicht mehr".

— **Eine Leistung.** Bauer (als der Photograph einen Kunden hinausgeleitet): „Alle Weiter, so a dicker Kerl, und bloß zehn Minuten hat er für ihn gebraucht!"

— **Schon wieder.** „Warum wollen Sie denn schon wieder Urlaub haben?"

„Ich möchte mich verheiraten!"

„So? ... Was Sie sagen! Vor acht Wochen hatten Sie Scharlach, vor vier Wochen Influenza, vor vierzehn Tagen Ihre Hand verstaucht, und nun wollen Sie sogar heiraten!"